in Brand stehen, vermutlich eine Wirkung der Kanonen der Flotte der Verbündeten. In Calais hat man eine große Angst vor deutschen Spionen. Es wurden 32 Personen, die belgische Uniform trugen, als Spione dort festgenommen. Ein englischer Oberst, der aus einer deutsch-österreichischen Adelsfamilie stammt, wurde von der Front entfernt.

Natürlich hat man in Frankreich das Bestreben, das Heer jetzt so schnell wie möglich zu vermehren. Wie eilig man es hat, geht daraus hervor, daß nach einer Meldung der Kölnischen Zeitung die Rekrutierung von 1915/16 ohne ärztliche Untersuchung vorgenommen wird.

Auf Veranlassung des amerikanischen Botschafters hat sich die französische Regierung die Akten im Prozeß gegen die deutschen Aerzte und Sanitätsmannschaften kommen lassen. Wahrscheinlich sind der französischen Regierung diese Urteile gegen deutsche Sanitätsmannschaften doch nicht ganz angenehm und vielleicht wird man versuchen, diese Urteile aufzuheben.

•

Der französische Schlachtbericht.

Genf, 7. Dezember. Der amtliche französische Bericht von gestern lautet: In der Champagne hat unsere äußerst tätige schwere Artillerie erfolgreich den feindlichen Batterien geantwortet. In den Argonnen nimmt der Sappenkrieg seinen Fortgang. Wir rücken weiter langsam vor, indem wir alle feindlichen Angriffe zurückschlagen. In der Gegend südöstlich Varennes, wo die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht wurde, gingen wir leicht vor. Von der übrigen Front ist kein wichtiges Ereignis zu melden.

•

Die deutschen Werften an der Arbeit.

Londoner Blätter veröffentlichen einige Angaben über die angebliche Vermehrung der deutschen Flotte seit Kriegsbeginn, die sie auf dem Umwege über Neuyork erhalten haben wollen. Danach hätten die deutschen Werften seit dem 1. August unablässig besonders an der Konstruktion außergewöhnlich großer Unterseeboote gearbeitet. Die Unterseeboote seien mit verschiedenen Neuerungen versehen. So besäßen sie außer den Lancierrohren noch Geschütze kleineren Kalibers. Deutschland soll augenblicklich mehr Unterseeboote besitzen als selbst England. Ebenso sei die Zahl der deutschen Torpedoboote bedeutend vermehrt worden. Außerdem soll sogar ein neues großes Kriegsschiff vom Stapel gelaufen sein. Die deutschen Werften würden aufs schärfste militärisch bewacht. Alle Lichter, die ihren Schein nach außen werfen, seien abgeblendet und auf den Dächern der Werftgebäude ständen Schnellfeuerkanonen zur Abwehr feindlicher Flugzeuge.

•

Die neue englische Flottenliste.

In der englischen Flottenliste für Dezember befinden sich unter den neuen Schiffen die leichten Kreuzer Cambrian und Ballaroo, der Panzerkreuzer Imperieuse und verschiedene Torpedoboote. Das Flaggschiff einer Flottille hat den Namen Botha erhalten. Der Panzer für das neue Panzerschiff Royal Oak ist fertig. Dieses soll bald in Dienst gestellt werden.

•

Beschränkung der Kanalschiffahrt.

Die englische Admiralität hat eine Bekanntmachung erlassen, die am 10. Dezember in Kraft tritt. Sie lautet: Im Kanal und in der Reede von Dull, östlich der Linie Chelsea Bill nach Kap Barfleur und südlich dem 51. Grad nördlicher Breite werden alle Feuerschiffe und Bojen eingezogen. Die Leuchttürme und Lichtbojen werden gelöscht, die Nebelzeichen verändert oder fortgelassen. Den Schiffen werden die Häfen bekanntgegeben, wo sie Lotsen bekommen können.

•

Der Untergang des Audacious.

Ein Amsterdamer Blatt gibt nach der Neuyork-Times den Bericht zweier Mitglieder des Schiffsorchesters der Olympic wieder, die am 27. Oktober die Bemannung des englischen Schlachtschiffes Audacious retteten. Obwohl das Rettungswerk durch heftigen Sturm erschwert war, seien von den 900 Offizieren und Mannschaften der Audacious nur zwei Menschenleben verloren gegangen. In dem Bericht heißt es weiter: Nachdem die Olympic am 21. Oktober Neuyork verlassen hatte, wurde von der Nordküste Irlands gemeldet, daß dort Seeminen lägen. Am 27. Oktober sahen wir bei kaltem trübem Wetter und hoher See um 11 Uhr zwei Kriegsschiffe bei den Torry-Inseln. Das größere von diesen rollte schwer und neigte sich so über, daß die Sturzseen über das Achterdeck spülten. Das Schiff war die Audacious, die die Notflagge gehißt hatte. Das andere Kriegsschiff, der Kreuzer Liverpool, kreuzte etwa eine Viertelstunde vor der Olympic, um sich zu vergewissern, daß keine weitere Minengefahr bestand. Wir stoppten 600 Yards vor dem Kriegsschiff. Nach einigen Minuten wurden die Steuerbordboote herabgelassen und mit Mannschaften der Olympic besetzt. Inzwischen stieß von dem Kriegsschiff ein Boot ab, das infolge der hohen See bald umschlug. Ein Insasse ertrank. Die Rettungsboote erreichten die Audacious nach einer halben Stunde. Die Bemannung des Kriegsschiffes wartete bis sie an die Reihe kam, in den Booten Platz zu nehmen. Durch Funkenspruch der Liverpool waren Torpedoboote, Fischereifahrzeuge und kleine Kreuzer herbeigerufen, welche den größten Teil der Bemannung übernahmen, während der Rest von 200 Mann an Bord des Kriegsschiffes verblieb, um bei der Bergungsarbeit zu helfen. Die Audacious war um 8 Uhr auf eine Mine gelaufen und etwa 5 Stunden lang strömte das Wasser durch das an der Backbordseite entstandene Leck.

•

England und die belgische Neutralität.

Das offizielle englische Pressebureau berichtet:

„Mit Rücksicht auf die Mitteilungen, die die Vermutung nahelegen sollen, daß England die Absicht gehabt habe, die belgische Neutralität zu verletzen, sei auf die folgende Unterredung des englischen Staatssekretärs mit dem belgischen Gesandten vom 7. April 1913 hingewiesen. Sir Edward Grey telegraphierte an diesem Tage an den britischen Gesandten in Brüssel: In einer Unterredung, die ich heute mit dem belgischen Gesandten hatte, habe ich gesagt, ich hätte gehört, daß in Belgien die Befürchtung bestehe, wir würden als erste die belgische Neutralität verletzen. Der Gesandte teilte mir mit, daß er aus britischer Quelle erfahren habe, Großbritannien werde Truppen in Belgien landen lassen, um Deutschland bei einem eventuellen Durchmarsch nach Frankreich zuvorzukommen. Ich sagte, daß ich nicht glaubte, daß die britische Regierung dies zuerst tun würde. Die öffentliche Meinung hier würde das niemals gutheißen. Wir wünschen die Neutralität Belgiens ebenso wie die Neutralität anderer Staaten zu achten. Solange diese Neutralität nicht durch eine andere Macht verletzt sei, würden wir keine Truppen nach dem belgischen Gebiet senden, denn wenn wir als erste Truppen nach Belgien schicken würden, so gäbe dies einen Grund für Deutschland, dasselbe zu tun.

•

England im Verteidigungszustand.

Der Rotterdamsche Courrant meldet: Nach zuverlässigen Berichten sind zurzeit in England 300000 und in Schottland 250000 Truppen konzentriert, um einem eventuellen Einfall der Deutschen an der Küste Widerstand zu leisten. In den Anwerbungen zu Lord Kitcheners Armee ist ein ernster Rückschlag eingetreten, seit sechs Wochen werden keine Anwerbungsziffern mehr veröffentlicht, auch den Zeitungen ist durch die Zensur verboten, über den Gang der Anwerbung andere Meldungen als die amtlichen zu bringen. Die Aufhebung der Verfassungsgarantien in Großbritannien erfolgte, weil nach Ansicht der maßgebenden Kreise der deutsche Angriff auf England unabhängig von der Einnahme Calais' in Vorbereitung genommen ist.

Petersburger Stimmungen.

Ein Deutscher, der erst in diesen Tagen aus Petersburg ausgewiesen wurde, schreibt in der Vossischen Zeitung:

„Onkel Willi," sagten meine beiden russischen Nichten zu mir, als die Russen Insterburg besetzt hatten, „Onkel Willi, in vierzehn Tagen sind wir in Berlin."

„Ja," erwiderte ich gelassen, „wenn ihr keinen Aufenthalt habt . . ."

Nach den Schlachten an den Masurischen Seen (die Petersburg in ihrer vollen Tragweite bis heute nicht kennt) wurden sie einsilbiger; und als die Deutschen in Suwalki waren, fanden meine Nichten keine Worte mehr.

Ueber die Lage in Ostpreußen hörte man etwa vier Wochen nichts mehr; inzwischen berauschte sich Petersburg an den Siegen in Galizien und der Einnahme von Lwow (Lemberg). General Ruzki, der „Sieger von Lwow", war der Held des Tages, und in Ermangelung anderer Erfolge wurde man nicht müde, immer wieder die galizischen Siege und die „Niederwerfung" Oesterreichs zu feiern.

Bis eines Tages die russischen Generalstabsberichte von hartnäckigen Kämpfen bei Lodz und Petrikau sprachen. Lodz und Petrikau? In Petersburg faßte man sich an den Kopf. War das nicht in Russisch-Polen, gar nicht so weit von Warschau? Eine quälende Unruhe bemächtigte sich weiter Bevölkerungskreise, die sich noch verstärkte, als Gerüchte mit immer größerer Bestimmtheit auftraten, nach denen mehr als 60 000 Flüchtlinge in Warschau eingetroffen seien. Der russische Generalissimus, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, hielt es für geraten, Besorgnissen irgendwelcher Art durch eine amtliche Mitteilung entgegenzutreten. Er suchte auch daraus einige Süßigkeit zu saugen: zu Befürchtungen liege kein Grund vor. Im Gegenteil. Er habe die Deutschen jetzt da, wo er sie haben wolle. Die Kunst des Strategen bestehe darin, den Feind zum Kampfe zu stellen, nicht, wo dieser es wünsche, sondern wo es ihm (dem Großfürsten) am vorteilhaftesten scheine. Zu diesem Zwecke sei es notwendig, Ortschaften, Städte, ja ganze Gouvernements vorübergehend preiszugeben. Das sei bedauerlich, liege aber im Wesen der höheren Kriegführung. Er hole jetzt zum entscheidenden Schlage aus. — Mir schien es, als habe vor 100 Jahren ein Größerer, dem Nikolai Nikolajewitsch nicht wert ist, die Schuhriemen aufzulösen, dasselbe gesagt, nur noch viel besser.

Einstweilen sollte der russische Generalissimus recht behalten. Gewaltige Truppenmassen wurden aus allen Teilen des Reiches nach Warschau geworfen, und Petersburger Zeitungen rechneten aus, daß sich dadurch das Kräfteverhältnis der Russen zu den Verbündeten wie 2½ : 1 verschoben habe. Unter solchen Umständen schien ein Rückzug der verbündeten Heere geboten, den der russische Generalstab der Bevölkerung alsbald als einen glorreichen Sieg der russischen Armee bekannt gab. Die Zeitungen berichteten von dem Rückzuge der Feinde auf die Linie Thorn—Krakau, der in wilde Flucht ausgeartet sei. Auf Petersburger Berichte angewiesen, blieb mir vorläufig nichts übrig, als alle augenblickliche Niedergeschlagenheit abzuschütteln und den weiteren Verlauf der Dinge geduldig abzuwarten. In den nächsten Tagen bereits erweckte eine unscheinbare Nachricht in den „Wirschewije Wjedomosti" die wohlbegründete Hoffnung, daß es mit der „furchtbaren Niederlage" und der „wilden Flucht" der Deutschen doch wohl so schlimm nicht sein könne. Ich las, deutsche Offiziere hätten auf dem Rückzuge in den Waldungen eines polnischen Herrensitzes eine Treibjagd veranstaltet und 150 Hirsche und Rehe zur Strecke gebracht. Und wieder einige Tage später lief mir ein guter Bekannter, Unteroffizier im russischen 2. Garde-Schützen-Regiment, in die Hände, der mir erzählte, sein Regiment habe nach den bisherigen Feststellungen bei dem „glorreichen Siege" 97 v. H. seines Bestandes verloren und müsse in Petersburg vollständig neu gebildet werden. Ich war beruhigt.

In der Hauptstadt wurden bald nach Eintreffen der „Siegesnachricht" wilde Siegesfeste gefeiert. Der Rausch steigerte sich, als Nikolai Nikolajewitsch mit der Geste des großen Feldherrn erklärte, die erste Periode des Feldzuges sei nunmehr beendet. Glückwunschtelegramme liefen ein, von denen ich das des Königs von Montenegro in wörtlicher Uebersetzung mitteile: „An des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch Kaiserliche Hoheit, erlauchten Höchstkommandierenden des russischen Feldheeres. Aus der Tiefe meines Herzens beglückwünsche ich Eure Kaiserliche Hoheit zu dem großen Siege, den die russische Armee unter Ihrer genialen Führung über den Feind des Slawentums davongetragen hat. Die Vorsehung hat mir vergönnt, am Ende meiner Tage den Traum meines Lebens verwirklicht zu sehen. Stolzer als je zuvor, fühle ich als Feldmarschall der herrlichen russischen Armee mit. Die Mitteilung Eurer Kaiserlichen Hoheit, die ich durch einen Erlaß meiner Armee bekanntgegeben habe, ist von ihr mit freudigen erhebenden Gefühlen aufgenommen worden und gibt ihr neue Begeisterung zum Kampf, den wir um ein so hohes Ziel führen. Nikolai."

Kein Wunder, daß unter solchen Einwirkungen der Taumel in Petersburg aufs höchste stieg. Dankgottesdienste fanden in allen Kirchen statt; vom Geschäftshause der „Nowoje Wremja", dem größten Petersburger Hetzblatte, wo auch der ewig-schmachvolle Sturm auf die deutsche Botschaft gleich zu Anfang des Krieges seinen Ursprung genommen hatte, setzte sich ein Haufen mit Fahnen in Bewegung, der lawinenartig anwuchs. Hunderttausend wälzten sich unter immer erneuten Hurrarufen den Newski-Prospekt entlang. Von Zeit zu Zeit geriet die Menge in förmliche Ekstase. „Auf die Knie! Auf die Knie!" schrie man. Dann zog man vor die Gesandtschaftsgebäude der Bundesgenossen, vor denen gewaltige Demonstrationen stattfanden. Als die Führer der Massen den Weg zur deutschen Botschaft einschlugen, deren zertrümmerte Fenster und Portale mit Brettern vernagelt sind, wurde der Zug durch die Polizei abgelenkt.

In diesen Tagen erschien der Ausweisungsbefehl des Petersburger Stadthauptmannes, der auch mich älteres, nicht mehr dienstpflichtiges Semester aus dem heiligen Rußland hinauswarf. Nie in meinem Leben war mir ein „Rauschmiß" so angenehm wie dieser. Als ich von einem alten Geschäfts- und Sportsfreunde, gebornem Engländer, naturalisiertem Russen, Abschied nahm, drückte er mir wiederholt teilnahmsvoll die Hand. „Du tust mir leid, Wassili Carlewitsch," sagte er zu mir, „daß du nun in deinem Vaterlande einem solchen Schicksal entgegengehst. Ihr werdet völlig germanisiert werden."

„Qui vivra verra," sagte ich in der Sprache seines Bundesgenossen zu ihm. „Und du kennst Deutschland nicht und seine Kraft. Vielleicht sieht sich auch die ganze Geschichte von Berlin aus etwas anders an. Leb wohl!" W. H.

•

Revolutionäre Gärung.

Stockholm, 8. Dezember. Infolge der Verhaftung der sozialdemokratischen Mitglieder der Dumafraktion, unter denen sich auch der Vorsitzende der Fraktion, Petrowski, befand, haben nach Meldungen aus Finnland russische Arbeiter einen Demonstrationsstreik veranstaltet. Revolten sind ausgebrochen, und wie gewöhnlich stehen die Arbeiter der Putilow-Werke an der Spitze der Bewegung. Die Nikas-Werke haben sich den Putilow-Werken angeschlossen. Die Studenten hielten Zusammenkünfte ab und nahmen eine Resolution gegen diese Verhaftungen an. Die Polizei drang infolgedessen in die Universität ein und nahm verschiedene Verhaftungen vor.

Auch im Kaukasus sollen Unruhen ausgebrochen sein, und in anderen Teilen des Reiches, besonders in Polen, haben neue Judenverfolgungen stattgefunden.

28]

Die Kinder des Zorns.

Eine Gesindegeschichte von Jeppe Aakjar.

Per blickte mit einem müden, unbestimmbaren Blicke auf.

„Du kannst doch deine Mutter erkennen, Per?"

Pers Mundwinkel begannen zu zucken.

„Wo tut's denn weh, Kindlieb?"

Er legte die Hand auf das Zwerchfell und die Schläfen.

„Meinst du nicht, du könntest einen Bissen Kuchen essen?" fragte Ann-Marie und begann eifrig die Stecknadeln aus einem kleinen Bündel zu ziehen und an die Brust zu stecken.

Per schüttelte schwach den Kopf.

„Nur einen Bissen!" bat Ann-Marie inständig. „Ich hab Zucker drauf gestreut."

Pers Antwort war nur ein neuerliches Kopfschütteln.

„Nein, bist du so danieder? Und wie stark du schwitzen tust!" Sie streichelte ihm die Wange, während zwei große Tränen, die ersten, die sie seit undenkbarer Zeit geweint, auf Pers Bettstelle niedertropften.

„Und nicht ein einzigsmal bist du seither zu deiner armen Mutter gekommen, daß man doch ab und zu hätt sehen können, wie's mit dir steht. Hast du dich denn nie nach daheim gesehnt?"

„Ja—aa!" sagte Per unter heftigem Weinen.

Ann-Marie wickelte langsam das Tuch um den verschmähten Kuchen, nahm die Stecknadeln, eine um die andre, von der Brust herab und befestigte die Tuchenden. Sie stand noch lange und streichelte dem Sohn die Wange, ging hierauf still über den Hof und ins Haus hinein.

Sie blieb stumm, solange sie ihren Kaffee trank. Als ihr eine zweite Tasse angeboten wurde, schob sie diese fest und bestimmt von sich: „Nein, danke!" Ann-Marie Kjaersgaard verstand sich auch auf Kaffee.

„Na, was sagst du zu dem Jungen?" fragte endlich Ann-Kjestin.

„Krank ist er, sag ich, und arg krank! Und dann sag ich, daß der Doktor geholt werden muß, ohne langes Besinnen."

„Jeses, nein, der Doktor! Wegen so einem Burschen! Da werden wir uns schön bedanken!" sagte Ann-Kjestin.

„Das ist jetzt schon nicht anders, als wie ich sag; und laßt ihr ihn nicht holen, so werde ich dafür zu sorgen wissen, daß es geschieht, und wer dann dafür aufzukommen hat, das werdet ihr schon erfahren! — Bist du überhaupt drinnen gewesen und hast nach ihm geschaut?" fragte sie streng.

„Nein, ich freilich nicht, aber die Mette ist ja öfter bei ihm draußen mit seinem Essen gewesen, und dann und wann hat er auch ein paar Bissen genommen," beruhigte Ann-Kjestin.

„Von meinem Essen hat er aber nichts nehmen wollen, und ich weiß doch sonst auch, was er mag. Aber, wie gesagt, der Doktor muß geholt werden, morgen in aller Früh."

„Na, da wird der Bertel nicht wenig aufbegehren!"

„Mag der Bertel tun, was er will, aber das Kind muß eine Hilfe kriegen, und das bald. Er hat niemand anders auf der Welt, der nach ihm schaut, als seine Mutter. Das erstemal ist er in der Fremde, und, grad heraus gesagt, es tut mir genug weh, wie er dran ist."

„Wie er dran ist," versetzte Ann-Kjestin erstaunt, „wie du dich aufs hohe Roß setzt! Hat er's vielleicht nicht ganz ebenso wie die andern Dienstjungens, ja eher noch um ein kleines besser? Ich weiß zum mindesten, daß ich ihm manchen Bissen zugesteckt hab, von dem der Bertel nichts hätt sehen dürfen, und den die andern Knechte auch nicht gekriegt haben."

„Uebers Essen, da klag ich auch nicht," gab Ann-Marie zurück, „das ist gewiß nicht schlechter als sonstwo. Aber, daß der Junge hat herkommen müssen, die Krätze bei euch zu kriegen, das, mein ich, ist Sünd und Schand um ihn. Ich schick ihn her, er war, meiner Seel, rein von innen und außen; selber bin ich gestanden und hab ihm's Haar gekämmt. Nicht eine Laus, nicht eine Spur von einer Laus war auf ihm, wie er bei euch eingestanden ist, so soll ich nimmer selig werden, wenn's nicht so ist, wie ich's euch sag. Und jetzt soll der Bursch herumgehen in der Schand und in keine Schule gehen dürfen und nichts zu andrer Leute Kindern? Ich begreif's wahrhaftig nicht, daß so reiche Leute wie ihr auf dem Rörhof sich nicht schämen, sich so was nachreden zu lassen."

Wenn einmal Ann-Marie dieses Roß tummelte, war nicht gut mit ihr zu spaßen.

Und also geschah es, daß Bertel am nächsten Morgen, mürrisch und verdrossen, seinen breiten Hintern in die Polster des neuen Wagens drückte und zum Doktor fuhr.

Als der Wagen am späten Vormittag wieder angefahren kam, empfing ihn Ann-Kjestin mit dem Ausruf: „O Jeses, schon der Doktor da! Das wär doch schlimm, wenn der die alte, grausliche Bettwäsche sehen tät, die schon so lange nicht gewechselt ist. Mette, schau, daß du insgeheim noch geschwind das Bett überziehst, derweil ich ihm hier eine Tasse Kaffee vorsetze."

Mette schoß in die Knechtekammer, indes Ann-Kjestin eiligst die braune Kanne ans Feuer setzte. Unterdes aber war der Arzt schon ausgestiegen. Er war ein untersetzter, feistleibiger Herr mit blondem Vollbart, kleinen Füßen und einem Panamahut auf dem Kopfe. Ein feiner Gordon-Setter stand mit der schwermütigsten Miene neben ihm und streckte die Zunge gegen die Radspeichen heraus.

„Da drinnen liegt er!" wies Bertel mit der Peitsche nach der Stalltür.

„Na —," erwiderte der Arzt, „haben Sie Ihre Leute im Stall? Da wird wahrscheinlich das Vieh in den Stuben sein?"

„Wa—as?" fragte Bertel; er konnte zuzeiten recht schwerhörig sein.

„Du, Bertel, Bertel!" flüsterte Ann-Kjestin verwirrt, indem sie ihren Mann am Rockärmel zupfte. Dann sagte sie mit erhobener Stimme: „Ach, möchte der Herr Doktor nicht auf einen Augenblick bei uns eintreten und eine Tasse Kaffee trinken — zuerst?"

„Ja, danke, Ann-Kjestin, nachher!" sagte der Arzt und

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19141208/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG